urteilt. Dabei ist ganz unerfindlich, wie überhaupt eine Beleidigung konstruiert werden soll. Der inkriminierte Artikel ist ein Bericht über ein Fest der Dänischgesinnten und enthält die Wendung: Ueberläufer, Nachtarbeiter, Speichellecker und Sklavenseelen seien nicht auf diesem Fest gewesen.

Durch diese negative Behauptung, die nicht durch die leiseste Andeutung des Artikels mit irgend jemandem in positive Beziehung gebracht wird, fühlt sich das Komitee eines zu gleicher Zeit mit dem dänischen Feste stattfindenden deutschnationalen Festes beleidigt. Die tapferen Deutschnationalen gingen zum Staatsanwalt, der Staatsanwalt klagte und das Gericht verhängte neun Monate Gefängnis! Von Rechts wegen.

Wenn wir zu den Deutschnationalen gehörten, so würden wir die Bestrafung der deutschnationalen Denunzianten fordern wegen Beleidigung des Deutschtums, die sie ihm zufügten, indem sie im politischen Kampfe Hilfe beim Kadi suchten und vornehmlich, indem sie jene Worte des Flensborg Avis auf sich, auf die Deutschnationalen bezogen. Aber der Geschmack ist verschieden.

Eine andere Affaire, die sich auch vor dem Flensburger Gericht zutrug, hat für den angeklagten Redakteur nicht so empfindliche Folgen gehabt, ist aber als Beitrag zur Charakteristik der deutschen Justiz ebenso wichtig wie die erste. Der Redakteur des Apenrader Dänenblattes Heimdal wurde angeklagt, weil er in seinem Blatte erzählt hatte, daß einem Apenrader Polizisten, der nach der Staatsangehörigkeit der Dienstboten rc. zu Ausweisungszwecken forschen mußte, von einem Einwohner gesagt worden sei, er habe einen Dänen im Hause. Auf die Aufforderung des Beamten brachte der Mann den Dänen herbei. Es war — sein schwarzer Kater Peter, der in Kolding das Licht der Welt erblickt hatte. Diese harmlose Anekdote, der Heimdal die Vignette des Peter hinzugefügt hatte, hatte den Lesern des Blattes, wie allerlei Zuschriften bewiesen, großen Spaß gemacht. Der Apenrader Polizist gab vor Gericht an, er habe sich nicht beleidigt gefühlt, aber auf die Aufforderung der Staatsanwaltschaft Strafantrag gestellt. Und die Flensburger Richter verstanden keinen Spaß und erkannten auf — 300 M. Geldstrafe!

Ob die Dänen sich nun bessern?

Die Zukunft unserer Handelspolitik.

Die Agrarier klagen, daß die Zeit mangele, den Zolltarif durchzuberaten, und geben dadurch schon ihre geheimsten Herzenswünsche kund, sich bei passender Gelegenheit auf die Regierungsvorlage zurückziehen zu können; das Zentrum ist jeden Tag zum Umfall bereit, wie erst am Montag wieder Herr Spahn deutlich ausgesprochen hat. Aber es geht nicht, geht beim besten Willen nicht, denn die Linke würde offenen Volksverrat treiben, wenn sie sich auf ein Durchpeitschen der Vorlage einlassen und damit der Vereinigung auf der „mittleren Linie" Thür und Thor öffnen würde.

Daher wird der Regierung, wie auch unsere Fraktionsredner wiederholt betont haben, kaum etwas anderes übrig bleiben, als die Handelsverträge ungekündigt weiterbestehen zu lassen. Diesen Gedanken kleidet ein englisches Blatt, die Morning Post (Morgenpost), nach der Mitteilung des Scherlschen Tags in folgende Form: Die deutsche Regierung habe den interessierten Mächten in einer Note mitgeteilt, daß sie die zum Ablauf der Handelsverträge per 31. Dezember 1903 nötige zwölfmonatliche Kündigung nicht aussprechen werde. Die Note schlage vor, die Handelsverträge von Jahr zu Jahr automatisch weiterlaufen zu lassen, bis sie gekündigt würden. Oesterreich und Rußland hätten hierauf bereits erwidert. Rußland erkläre, die Annahme des deutschen Vorschlags, die Verträge automatisch weiterlaufen zu lassen, würde die schädlichsten Folgen haben, da er die bestehende kommerzielle Unsicherheit auf unbestimmte Zeit verlängern würde. Es schlage daher eine formelle Verlängerung des russisch-deutschen Vertrags auf fünf Jahre vor. Die russische Note schließe mit der Mitteilung, falls Deutschland den russischen Vorschlag nicht annehme, würde die russische Regierung den Vertrag wahrscheinlich am nächsten 31. Dezember aufkündigen müssen. Oesterreichs Antwort sei in ähnlicher Form gehalten; sie weise auf die Gefahren der Verzögerung hin und dringe auf Erneuerung des Vertrages auf eine Reihe von Jahren, enthalte sich jedoch der von Rußland in Aussicht gestellten Drohung mit eventueller Kündigung der bestehenden Verträge.

Das Scherlblatt, das auf gute Beziehungen zu Blondin-Bülow sieht, schreibt dazu: „Die deutsche Regierung hat, wie wir auf Grund zuverlässiger Informationen versichern können, keine Note des von der Morning Post angegebenen Inhalts nach Wien oder Petersburg gerichtet. Daraus folgt von selbst, daß sie auch von dort keine zustimmende oder ablehnende Antwort erhalten haben kann. Eine andere Frage ist es, ob nicht die eine oder andere der beteiligten Regierungen an Deutschland mit Vorschlägen für die weitere Behandlung der wirtschaftspolitischen Fragen herangetreten ist. Das würde natürlich der Angelegenheit ein anderes Gesicht geben." Die letzten Sätze enthalten eine halbe Bejahung der aufgeworfenen Frage. Unter diesen Umständen wäre aber die Weiterberatung des Tarifentwurfs eine ganz nutzlose Quälerei, der man je eher je besser ein Ende machen sollte.

Ein Mitarbeiter des B. T. hat ein Gespräch über die gegenwärtige handelspolitische und parlamentarische Lage mit einem „im Mittelpunkte der Ereignisse stehenden Staatsmanne" gehabt. Danach erwartet die Regierung immer noch die Sammlung aller Zollwucherer auf der „mittleren Linie" auf die „ungefähren (!) Sätze der Regierungsvorlage". Den Agrariern konnten unmöglich alle Wünsche befriedigt werden, weit eher Liebe zu erwarten. „Daß die verbündeten Regierungen bereit sein würden, auch noch auf diejenigen Mindestzölle, die sich heute in der Vorlage vorfinden, zu verzichten". Eine Erhöhung der Agrarzölle werde die Regierung unter allen Umständen durchzusetzen suchen. Nach dieser agrarischen Beteuerung hat der Staatsmann dann den Agrariern etwas die Leviten gelesen und dann die Frage erörtert, wie es mit der Fortdauer der jetzigen Handelsverträge stehe. „Die Handelsverträge laufen nicht etwa, wie man vielfach irrig annimmt, stillschweigend auf ein Jahr weiter, sondern können vom 1. Januar 1903 ab von jedem Kontrahenten jeden Tag zum entsprechenden Tage des nächsten Jahres gekündigt werden. Das ist ein Zustand der Unsicherheit, den die gesamte, auf stabile Verhältnisse angewiesene Industrie und weite Teile des Handels auf die Dauer einfach nicht ertragen können." Außerdem könne der eine oder andere fremde Staat durch allerhand Umstände zur Kündigung des Handelsvertrags mit uns gedrängt werden; falle aber erst einmal ein Stück der Handelsvertragspolitik, dann komme sofort das ganze Gebäude ins Wanken. Auf alle Fälle sei ein neues Vertragsschema für neue Verhandlung technisch notwendig; die Regierungsvorlage biete ein solches brauchbares Schema. Wie die Sachen lagen, habe die freihändlerische Linke des Parlaments nur zwischen zwei Uebeln zu wählen: „Der freihändlerischen Richtung erscheinen Handelsverträge mit erhöhten Agrarzöllen unkompatibel. Aber sie hat voraussichtlich nur darüber zu entscheiden, ob wir überhaupt in Zukunft Handelsverträge beziehungsweise stabile Zustände im Außenhandel, wenn auch bei höheren Getreidezöllen, haben oder aber unser Vaterland der Gefahr aussetzen wollen, daß wir in einen vertragslosen Zustand oder in Zollkriege geraten, für die wir uns schließlich die dann notwendigen Waffen erst nach Eröffnung des Kampfes schmieden müßten."

Das ist das wichtigste aus dem Gespräche des Grafen Bülow mit Herrn Pachnicke (denn das werden wohl die beiden Akteure bei dieser Besprechung gewesen sein). Dem Wadelstrümpfler schwillt sofort das Herz in sonniger Hoffnungsfreudigkeit dabei: „die Regierung befindet sich wieder auf die liberale Linke!" Man denke! Aber er kann sich doch nicht verhehlen, daß die Zugeständnisse noch nicht vollständig genug sind: die Getreide- und Viehzölle dürfen nicht nur nicht gebunden, sondern auch nicht erhöht werden. Da eine Verständigung im jetzigen Reichstage unmöglich ist, müßte die Entscheidung dem neuzuwählenden vorbehalten bleiben.

Wir brauchen uns auf eine ausführliche Diskussion über dieses Gespräch und die daraus gezogenen freisinnigen Schlußfolgerungen nicht einzulassen: für uns steht fest, daß die Regierungsvorlage nicht angenommen wird, und die Regierung hat sich mit dieser Thatsache bereits vertraut gemacht; sie will anscheinend nur noch das neue Tarifschema retten. Das weitere wird sich finden.

Deutsches Reich.

Berlin, 28. Oktober. Der Reichstag war am Montag so schlecht wie möglich besetzt. Matt und langsam schleppten sich die Verhandlungen hin; die Debatte zeitigte kaum ein bemerkenswertes Moment. Der freisinnige Redner Dr. Müller-Sagan polemisierte gegen die Zollerhöhung, aber gegen Bebels glänzende Rede fielen seine Ausführungen ab. Herr Dr. Spahn vom Zentrum gehört neben dem Konservativen Rettich zu den wenigen Leuten, die noch heute an ein Zustandekommen des Tarifs glauben; daher denn auch die zaghafte und für einen Umfall die Hinterpforte offen lassende Art und Weise, wie er sich für die Bindung der Viehzölle aussprach; daher die wehmütig klingende Entschuldigung wegen des Rettichschen Schlußantrags, den Herr Spahn als ein unschuldiges Mißverständnis hinzustellen sich bemühte. Der nationalliberale hamburgische Rechtsanwalt Semler, Abgeordneter eines ostfriesischen Wahlkreises, suchte vergebens die Richtigkeit der Bebelschen Ausführungen zu widerlegen, die er noch dazu, wie nachher Bebel in einer persönlichen Bemerkung feststellte, in den entscheidenden Punkten mißverstanden hat. Herr Semler ist natürlich für die Regierungsvorlage, und die berühmte, seinem Parteigeschmack natürlich sehr zusagende „mittlere Linie". Eine „konzentrierte Säure des Bündlertums" — nach Pachnickes nicht üblem Ausdrucke — war die Rede des Konservativen v. Oldenburg-Januschau, der sich natürlich mit voller Lungenkraft für Mindestzölle möglichst in der Höhe der Wangenheimschen Sätze ereiferte. Zu Herrn v. Podbielski hegt der Bündlersprecher ziemliches Zutrauen, in die Regierung im allgemeinen schon weniger; die Mindestzölle sind nach ihm ein Mißtrauensvotum gegen den Geist des „Caprivismus". Dr. Pachnicke von der freisinnigen Vereinigung sprach ganz geschickt gegen die Politik der Agrarier; recht treffend waren seine Schlußausführungen über die wenig brüderliche Art und Weise, mit der die Herren Großgrundbesitzer den Kleinbesitz in Sachen Gutsbezirke, Kreisausschüsse, Landwirtschaftskammern usw. zu behandeln pflegen. Abg. Dr. Becker vom Zentrum sang das nach Text und Melodie ebenso bekannte wie abgeleierte Lied von seiner Mittelpartei, die — nach ihrer eigenen Behauptung — alle Klassen, alle Stände, alle Berufe mit gleicher Christenliebe umfaßt. — Am Dienstag wird weiter über die Rindviehzölle verhandelt werden; wieder hat man ohne Rücksicht auf die [illegible]schutzkommission den Anfang der Sitzung schon auf 12 Uhr anberaumt.

— Der Reichsanzeiger veröffentlicht eine Bekanntmachung vom 22. Oktober, die die vom Bundesrat erlassenen Vorschriften über die Einrichtung und den Betrieb von Roßhaarspinnereien, Haar- und Borstenzurichtereien, sowie Bürsten- und Pinselmachereien enthält. Die Vorschriften treten am 1. Januar 1903 in Kraft.

— Nicht nur im württembergischen Landtag giebt es volksparteiliche Agrarier. Auch der Reichstag hat jetzt in der Partei Eugen Richters einen Mann aufzuweisen, der nicht nur Kommissionszöllner, sondern gleich Ueberzöllner ist. Für den Heimschen Antrag, den Minimalzoll für Gerste auf 6 Mark zu bemessen, hat nämlich auch der freisinnige Volksparteiler Ritter, Vertreter des 7. Wahlkreises Merseburg, munter gestimmt. Nachdem Herr Ritter übrigens sein heimisches Gerstenherz bekannt, scheint man ihn in Parteimassage genommen zu haben, wenigstens hat er bei den folgenden Abstimmungen unentschuldigt gefehlt. Man begreift nach diesem Vorkommnis, warum der freisinnige Führer eine parlamentarische Taktik in der Zollfrage einschlägt, die lediglich darauf hinauslaufen kann, den Tarif durch Annahme aus der Welt zu schaffen.

— **Prinzen-Karriere.** Der Kronprinz wird nach Vollendung seiner Studien in Bonn längere Zeit aktiven Dienst bei der Kavallerie thun und zum Rittmeister und Chef der Leib-Eskadron des Regiments der Gardes du Corps ernannt werden. Hierauf wird der Kronprinz bei der königlichen Regierung in Potsdam durch den Ober-Präsidenten Dr. v. Bethmann-Hollweg in den Verwaltungsdienst eingeführt werden und alsdann als Major und als Bataillonskommandeur beim 1. Garde-Regiment z. F. Dienst thun.

Die Reichsfinanzen. Nach den jetzt vorliegenden Ausweisen über einen großen Teil der Reichseinnahmen in der ersten Hälfte des laufenden Jahres hat die Einnahme an Zöllen und Verbrauchssteuern in diesem Zeitraum 6 Millionen Mark weniger betragen als im gleichen Zeitraum des Vorjahres; dabei hat die neu eingeführte Schaumweinsteuer 2½ Millionen Mark abgeworfen. Noch ungünstiger stellt sich die Finanzlage, wenn die bezeichneten Einnahmen mit den Etatsansätzen verglichen werden. Die Hälfte des Etatssolls für Zölle und Verbrauchssteuern belief sich auf 409,5 Millionen Mark. Danach sind die Einnahmen hinter dem Etatssoll um 36 Millionen Mark zurückgeblieben.

Herr Heim und Herr Hahn. Herr Dr. Hahn, der Oberbündler, hat noch mit keinem Worte gegen Heims, von anderen ergänzte Behauptung protestiert, er habe den süddeutschen Agrardemagogen schriftlich zur Agitation gegen die „gräßliche Flotte" aufgefordert. Herr Dr. Dieterich Hahn fürchtet eben die „Papierchen" des unangenehm rücksichtslosen Bauerndoktors, er kann nicht leugnen, selbst wenn er wollte.

Die Willkür der Polizei. Die lammfrommen nationalliberalen Münchner Neuesten Nachrichten melden:

Ein junger Münchner Schlosser, der teilweise auswärts bei seinem Bruder arbeitet, um seinen Unterhalt zu verdienen, wollte am Freitag früh von Pasing, wo er übernachtet hatte, nach München, um sich um 8 Uhr in einer Maschinenfabrik vorzustellen. Die Absicht wurde ihm aber vereitelt, da ihn ein Gendarm, der seinen Angaben keinen Glauben schenkte, verhaftete und später mit dem [illegible], in dem viele Bekannte des Verhafteten mitfuhren, [illegible]

„Nun —?" Sie fragte es fast ungeduldig. „Warum kamen Sie denn her?"

„Ach so —" er fuhr sich über die Stirn — „ich habe Kater — haha — aber was für einen! Das graue Elend. Sie haben Mutter Maria noch nicht geantwortet, sie will gern wissen, ob Sie kommen?"

„Ach so. Ja, ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll!" Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß. „Ich soll zu Kistemachers und zu Mannhardts kommen, beide rechnen auf mich, und ich" — sie strich sich rasch mit beiden Händen übers Gesicht — „ich habe so gar keine Lust dazu. Aber ich kann nicht anders, ich darf sie nicht beleidigen!"

„Kommen Sie zu uns!" sagte er dringlich, aber ohne jede Freudigkeit. „Ebel kommt auch!"

Da war's heraus! Das — sie fühlte es deutlich — das war's, worauf sie gewartet hatte. Der farblos graue Tag erschien ihr auf einmal nicht mehr so fahl beleuchtet. Ja, Ebel würde sich freuen, sie zu sehen! Sie sah sein hübsches Gesicht mit den treuen Augen vor sich. Er lächelte; er lächelte immer, wenn er sie ansah. Sein Lächeln hatte so etwas Liebenswürdiges, Gutes, herzgewinnende Freundlichkeit glitt dabei über sein ganzes Gesicht; selbst das Braun der Augen schien einen goldenen Freudenschimmer auszustrahlen. „Ich komme!" sagte sie rasch. Und dann reichte sie Heider die Hand. „Ich bin ja auch bei Ihnen am liebsten!"

Er sah sie scharf an. „Ich hoffe, das Fest wird für Sie ein glückliches werden! Glücklich, wie die ganze Zukunft!"

„Und das sagen Sie so trübselig? Pfui, Sie Böser!" Sie lachte übermütig, plötzlich froh geworden. „Heut ist Weihnachten!" Sie faßte ihn am Aermel und schüttelte ihn leicht. „Heut muß jeder ein frohes Gesicht machen! Was haben Sie denn nur?!"

„Ich —" er schluckte. „Erdmann macht mir Sorge, er ist krank!" sagte er kummervoll, „er hustet und fiebert. Ich habe vor ein paar Tagen den Arzt kommen lassen, der zuckte die Achseln; viel gesagt hat er nicht."

„Oh, oh!" Ihre Stimme klang bedauernd, aber, Heider hörte es wohl, ihr Herz war nicht recht dabei; sie war so ganz von ihren eigenen Ideen befangen. „Was fehlt ihm denn?"

„Der Erfolg."

Sie lachte. „Der ist freilich schon, das weiß ich — — und wenn er nicht kommt" — — sie sann nach, ein besonderer Ausdruck kam in ihr offenes Gesicht, halb Mitleid, halb Ungläubigkeit. Mit einem leichten Seufzer sagte sie: „Armer Erdmann!"

Er sprach nicht weiter mit ihr darüber, sondern empfahl sich bald. Er war heut anders als sonst, stiller, gedrückt; Mile hörte seine lustige Stimme nicht in der Küche, er machte heut keinen seiner Späße. An der Thür hielt er Elisabeths Hand für ein paar Augenblicke in der seinen und sah in ihr Gesicht, seine Augen saugten sich daran fest, er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wurde rot und blaß und schien etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben, doch sagte er nur: „Donnerwetter — Erdmann! Ich muß nach Haus!"

Elisabeth war von einer unheimlichen Geschäftigkeit. Sie lief hin und her, ihr Wesen hatte etwas Aufgeregtes. Für die anderen hatte sie lauter kleine Gaben, aber nun mußte sie doch für Ebel auch etwas haben. Sie ging in ein paar Läden. Der Regen strömte, sie patschte durch, stand still und studierte die Schaufenster. Aber da war nichts, gar nichts, was sie ihm hätte schenken mögen. Es war ihr alles nicht gut genug; sie wollte ihm doch eine wirkliche Freude machen. Ihr Herz war heut weit offen, die ganze kindliche Weihnachtsfröhlichkeit stand in der Thür.

Sie kam nach Hause ohne Geschenk; sie hatte nichts gefunden. Immer noch überlegend, sprang sie die vier Treppen hinauf. Oben trat ihr Mile in höchster Erregung entgegen. „So was! So was! Kommen Sie 'rein, Fräulein!"

Da brannte eine Lampe, viel zu kostbar für die bescheidene Umgebung. Ein schöner Genius trug die Vase, ein seidener Schirm hing wie ein rosiger Himmel darüber, und auf dem rosafarbenen Schirm goldene Sternchen, und über dem Scheitel des Genius ein großer, zitternder, funkelnder Stern, in dem sich das Lampenlicht in schimmernden Strahlen und Reflexen brach. Ein entzückendes Kunstwerk.

„Den Stern des Ruhms
und tausend andere Lichter im Leben!"

schrieb Leonore Mannhardt.

„Geliebtes kleines Genie! Mögest Du beim Scheine dieser bescheidenen Arbeitslampe Großes schaffen! Wir alle begleiten Deinen Flug mit Bewunderung und Freude! Auf Wiedersehen heut abend!

Immer Deine Leonore."

Elisabeth stand betroffen; nichts von Freude war in ihrem Gesicht zu sehen. Sie hatte Mannhardts vergessen gehabt!

Und Kistemachers?!

Halt, war das nicht Frau Kistemachers Stimme? Richtig, sie sprach draußen mit Mile, und nun stürzte sie herein.

„Nur einen Augenblick, Elisabethchen! Mein Mann sagt, er hat so was Kostbares hier herauftragen sehen. Der Diener von Mannhardts ist ihm auf der Treppe begegnet. Rein, und die nobel! Da können wir freilich mit unserm Federhalter nicht konkurrieren, wenn er auch echt vergoldet ist. Aber die Liebe giebt ja dem Geschenk den Hauptwert; da können wir's auch schon aufnehmen. Wirklich prachtvoll!" — Sie unterzog die Lampe einer eingehenden Musterung. — „Echt Bronze! Hm!" Sie war schon wieder an der Thür. „Aber recht pünktlich! Sechs! Und zum Abendbrot bleibst Du natürlich da?"

„Das kann ich nicht!" sprach Elisabeth verlegen. „Ich komme um sechs und sehe bei Euch den Baum brennen. Aber dann, — aber dann — sei nicht böse!" Sie faßte Frau Julie um die Taille. „Ich möchte heut abend wo anders hingehen!"

„Wo anders —?" Frau Kistemacher war zuerst sprachlos, dann ging ihre Zunge mit unheimlicher Schnelligkeit. „Natürlich zu Mannhardts, die werden uns ja immer vorgezogen. Freilich, so großartige Diners geben wir nicht, wir sind keine Protzen, aber wir haben wirkliche Freundschaft für Dich, und es ist sehr unrecht von Dir, uns so hintenan zu setzen, und —" Sie schnappte nach Luft und fing an zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021028/2
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG